

Unverkäufliche Leseprobe



**Claudia Klischat**  
**Der eine schläft, der andere wacht**  
Roman

158 Seiten, Gebunden  
ISBN: 978-3-406-60542-0

... höre ich deine Stimme immer noch, irgendwann, bis dahin, ganz deutlich. Du konntest stundenlang einem Vogelvieh nacheilen, bis es keinen Unterschied mehr zwischen dir und ihm gab. Mit ausgestreckten Armen über einem Abgrund balancierend, kochtest du mir Suppen, die nach Winter schmeckten.

Immer und immer wieder sehe ich es vor mir, wie du über eine Straße schreitest. Ich denke an eine Hochzeit. Denn du gehst, als träfest du am Ende der Straße auf einen Altar. Und jedesmal vermählst du dich mit einer Welt, die du noch nicht kennengelernt hast, die es vielleicht gar nicht gibt.

Ich denke: Ina.

So einfach kann ich es sagen. Das ist klar: Ich habe den Tod gefürchtet. Schon bevor ich an ihn dachte, stieg eine Furcht in mir auf. Ich bin gezwungen, mich ihm zu stellen.

Ich bin hin und fort, ich sage heute, ich sage gestern, ich denke: morgen; alles wird gut.

Allmählich setzt das Gedächtnis ein, mal laut, mal leise; schon vor der Abreise hätten wir uns verabschieden können. Genauer gesagt, steckten wir ständig in einem Abschied. Noch bevor wir uns begrüßten, sind wir mit einem Abschied beschäftigt gewesen. Der Tag beginnt, der Tag endet. So könnte man sagen. Aber das ist nur eine Nebensächlichkeit, dieser Gedanke, eine kleine, unbedeutende Verschwendung an ein Hirngespinnst, ein Zustand, ein alltäglicher, ein Kom-

men und Gehen; Vergängliches ... Irgendwann hat Ina das einmal gesagt, laut und vernehmlich, hinter der Bar stehend, einen Mai Tai mixend.

Und der Kater auf ihrem Schoß, ein beruhigendes Bild. Es taucht immer wieder in mir auf; wie sie das weiße Fell des Katers berührt, zärtlich. Sie hat es oft gebürstet. Doch nun ist der Kater ausgetauscht, oder ich bin es, und weder der Kater noch ich bemerken es, noch sonst jemand.

Ina ist eingeschlafen. Ein schönes Wort. So hätte sie es ausgedrückt. Ein leiser, langer, nicht enden wollender Schlaf also.

Frühmorgens liegt Tau auf den Wiesen. Noch bevor ich die Augen öffne, höre ich Vogelgezwitscher. Mit dem Einsetzen der Kirchenglocke quäle ich mich aus dem Bett. Ein Ablauf muß beibehalten werden, wenn schon der Kater den seinen vergessen hat. Er geht seiner Wege. Normalerweise schmiegt er um diese Uhrzeit seinen Kopf an Inas Hals und schnurrt ihr ins Ohr. Aber Normalerweise gibt es nicht mehr; es heißt nun «damals, als ...» oder «früher, als wir noch dies und das ...», «ich erinnere». Jawohl, ein Erinnern, so nennt es sich jetzt, das Normalerweise, dies täglich Ablaufende, der Kaffeegeruch, der mir in die Nase stieg, wenn ich aus dem Bad kam und mich anzog. Die ersten Radionachrichten, Ina, verschwitzt vom Morgensport, auf der Terrasse stehend, auf dem Küchentresen eine Tasse Assam-Tee mit Milch. Tee für mich. Kaffee für Ina. Ich setze ihn morgens immer noch auf, drei Tassen, nur des Geruches wegen und wegen des Katers, in der Hoffnung, der Duft könne ihn aus einem seiner Verstecke locken. Aber der Kater trauert. Nicht etwa apathisch auf dem Sofa oder vor dem Ofen liegend, nein, seinem Tem-

perament entsprechend zeigt sich seine Trauer in einer sprunghaften Raserei, in einem Gehetztsein, so, als fühle er sich verfolgt. Jedes Geräusch, auch das leiseste, nimmt er wahr. Manchmal beobachte ich, wie er sich in einem Gebüsch verschanzt oder über den Friedhof in der Nähe der Kapelle schleicht, tapsend, sich umblickend, als lief jemand mit einem Kescher hinter ihm her. Oder ich erspähe ihn im Keller hinter dem Öltank. Ich komme nicht an ihn ran. Er entzieht sich, beißend, kratzend, sobald ich mich ihm nähere. Sein weißes Fell sollte in schwarze Tinte getaucht werden. So könnte jeder erkennen, wie es um ihn steht. Er ist abgemagert. Ich Sorge mich. Abends stelle ich eine Schale mit Leckereien auf die Terrasse, meist eine Sorte Fisch. Gestern war es etwas von der Forelle, die ich zur Abendstunde aß. Ich legte den abgetrennten Fischkopf, nachdem ich die Gräten auf den Kompost geworfen hatte, neben seine Schale. Dort liegt er immer noch. Ich bilde mir ein, das tote Fischauge könne Wache halten, könne Ausschau halten und uns beschützen, mich und den Kater.

Die Blumen auf Inas Grab sind heute erstaunlich schön, ein roter Tulpenstrauß. Ich weiß nicht, ob Ina Tulpen mochte, darüber haben wir nie gesprochen, aber die orange Gerbera, die ich neben den Porzellanengel vor der Vase mit den Tulpen lege, die hätte sie gemocht. Ich bin mir sicher, daß die Tulpen von einem unserer Kunden aus der Bar sind. Ich tippe auf Hans-Dieter. Er war der einzige, der sich nicht am Trauergesteck der Stammgäste beteiligt hat.

Wenn die Sonne ein wenig höher stünde, könnte ich mir eine Pyramide vorstellen, ein Pharaonengrab, aber alles zu seiner Zeit. Vielleicht sollte ich bis zur Mittagsstunde hier-

bleiben, hier auf dem Friedhof, auf dem mitgebrachten Campingstuhl sitzen und warten.

Derweil möchte ich mit Ina in den Tod reisen.

Ich könnte Kürbisse auf Köpfe schlagen und die Kerne einsammeln. Eine KKK-Aktion, Kürbisse, Köpfe, Kerne.

Doch ich warte nicht auf dem Friedhof, bis die Sonne sich mir im rechten Winkel zeigt, denn dort, aus der Kapelle heraus, kommt der Pfarrer. Sein Gang ist behäbig. Er schleicht. Ich wünsche kein Gespräch. Von weitem nickt er, auch ich nicke. Als er auf mich zugeht, klappe ich den Campingstuhl zusammen und laufe den Berg hinab, durch die kleine Schneise Richtung Radweg, der zu unserem Haus führt. Dort lehne ich den Campingstuhl an die Regentonne. Über dem Kompost kreisen Fliegen. Der Fischkopf glotzt.

Ich laufe weiter.

Ins Café «Waldmann» kehre ich ein.

Der Ort: ein Dorf. Ich weiß, Ina. Ein Seitental, das von einem Haupttal abzweigt, zwanzig Kilometer entfernt eine Bergwand, nicht weit ein Hochgebirge. Entscheidend ist der Fluß, der Inn, und das Forstgut, dort hast du Ruhe gefunden, nicht? Vielleicht? Ich bin mir nicht sicher. Und die Menschen? Sagtest: Sie glauben an einen Gott und vergessen, sich selbst zu verzeihen. Harald Waldmann, der Konditor, hat seine Frau geschlagen, das erzählt man sich hier, derweil sieht er so vertrauenswürdig aus. Das Stück Sachertorte, das ich bestellt habe, aber nicht aufessen kann, läßt er mich nicht zahlen, auch der Milchkaffee geht aufs Haus; er weiß um meine finanzielle Lage. Ich denke: Vielen Dank. Ein Dankeschön, ein aufrichtiges, denke ich, aber es will nicht über meine Lippen hinaus. Ich sehe ihn an, Harald Waldmann, eins achtundsechzig klein. Ein kleiner Mann, dessen

tiefe, kraftvolle Stimme nicht zu seinem Kleinwuchs paßt. Ich stiere mich an ihm fest; er sagt, schon gut. Es erleichtert mich, daß niemand fragt, wie es mir geht. Ein Gehen mit mir. Wie ich mit mir gehe, wie gehe ich mit mir um? Schreiten, eins nach dem anderen, ich stehe auf, gehe also, und weiß nicht, wie ich es finden soll: dies anständige, rücksichtsvolle Schweigen im Café. Ein Tod ist ein Tod ist ein Tod. Und jeden Tag könnte er vor der eigenen Tür stehen. Jeder nimmt also Anteil, weil ein jeder glaubt, es stünde vielleicht in der nächsten Sekunde ebenso um ihn. Dort der Frauentisch, die Bärbel, die Sandra und die Frau Obermaier, dort das Kind vom Konditor vor den Hausaufgaben. Es lächelt, als habe es sich das Lächeln von einem Erwachsenen abguckt.

Und dann, vor der Kuchenvitrine – ich stelle das Geschirr beiseite –, gerate ich in eine Plauderei mit einer Frau, die ich noch nie zuvor gesehen habe. Das Schönste, ja, das Schönste hier sind die Berge, und ja, die Luft, die Ruhe. Auch die Menschen sind freundlich und hilfsbereit. Seit zwei Tagen sei sie unterwegs, von einem Tal ins nächste habe sie sich geschleppt, kein Bus fuhr, untergekommen in der Pension «Bräuninger». Oh, ja, die Frau Bräuninger, ja, die kann zupacken, seit einigen Jahren hat sie Wasser in den Beinen; das Frühstück ist gut, natürlich, alles frisch, die Eier und die Milch, das Obst aus dem Garten. Jetzt wäre ein passender Moment, sich zu verabschieden. Der Small talk endet, aber sie bittet mich, Platz zu nehmen. Und erstaunlicherweise nehme ich Platz, sitze nun an ihrem Tisch. Sie führe einen Krieg mit ihrem Mann, sagt sie lachend. Ihr Lachen ist brutal, sie lacht, als wolle sie mir etwas beweisen. Ich sage, beruhige dich. Ja, das sage ich. Ich sage, Beruhigung, bitte, so,

als würden wir uns schon eine halbe Ewigkeit kennen. Ich streiche über ihren Oberarm, sanft, anteilnehmend, denn immer noch lacht sie, gehässig und verzweifelt; und noch einmal sage ich, beruhige dich. Und gerade das ist so gar nicht mein Fall, eine Beruhigung auszusprechen, ich suche sie ja selbst. Doch obwohl ich sie suche, in mir und um mich herum, strahle ich sie aus, scheinbar, denn wenig später steht die Frau mit mir auf unserem Dachboden.

Wenn es dir recht ist, würde ich gerne eine Zeitlang bei dir bleiben, sagt sie.

Obwohl ich nicht sicher bin, wie es morgen um mich steht, ob ich einen Menschen im Haus ertragen kann, sage ich: Nur zu, Platz ist genug.

Es ist viel zu tun, füge ich hinzu.

Berge von vollgeschriebenem Papier. Kistenweise spukt Ina auf dem Dachboden. Auf dem Schreibtisch unter dem Fenster Briefpapier, Füllfederhalter, ein paar Bleistifte, Sätze: Über der Magengrube ein hüpfender Hohlmuskel. Wir hören die Schneeflocken krachen. Es kann nichts anderes als Winter sein. Es ist Winter. Wortfetzen, überall Wortfetzen auf irgendwelchen Papierschnipseln. Ich möchte sie Ariane, das ist der Name der Frau, so hat sie sich mir vorgestellt, in ihren wunderschönen Mund stopfen, so daß sie wenigstens für eine Sekunde mehr versteht als ich. Und hier und dort, sogar auf der Gästetoilette des Dachgeschosses: Wortfetzen, Papierschnipsel, Kritzeleien. Inas Arbeit. Man hätte sie mit ins Grab schmeißen sollen, aber ordentlich. So ordentlich, wie ich sie nun in die Mappe mit der Aufschrift «United King» lege. So kann sich irgend jemand irgendwann einmal fragen, wie das nun aussieht, eine Magengrube und darüber ein hüpfender Hohlmuskel.

Es kommt mir vor, als würde ich meine Tage schon seit Jahren mit diesen Papierschnipseln verbringen, ich ordne und verwalte sie, bilde mir ein, Ina sitze neben mir auf dem Sofa oder auf dem Küchenstuhl oder liege vor mir auf dem Parkett, den Kater im Schoß. Manche Notizen sind kaum zu entziffern; ich reime mir etwas zusammen. Manchmal erwache ich nachts und notiere dies und das, zerstreute Gedanken, so wie Ina es tat; eine Notiz, die irgendwo hinführen soll, ins Leben führen soll. Ina? Nicht wahr? Hineinschlittern ins Leben, mit den Wortfetzen, so etwas wie Winter spüren, auch den Sommer spüren, sich in das Glück reinschreiben oder in die gottverfluchte Auslöschung, wie der Japaner; wie war sein Name? Der sich die Haut vom Schädel zog. Das Foto des Japaners hing links neben Inas Schreibtisch an der Wand. Und rechts daneben das Sonnenblumenfeld, das ich in einer Art geistiger Umnachtung, sozusagen in einem nächtlichen Anflug von Übermut, wie ein Kind über Wochen auf eine Leinwand gepinselt hatte. Ich hätte diese meine Malerei einfach zu Ende bringen können, aber ich hatte die Lust verloren, und das Gelb hatte mich aufgebracht, und Ina hatte es schon lange aufgebracht, wie sie alles aufbrachte, was mir wichtig war, so kommt es mir vor.

Auch dies hat so gut wie keine Bedeutung: eine Leinwand, darauf ein Sonnenblumenfeld, ein Sonnenblumenfeld auf einem Dachboden. Ich könnte mich in das Feld einsetzen und aus ihm rausblicken. Ariane hätte ihre Freude dran. Sie könnte jetzt sagen, wir sind aufeinandergetroffen, weil wir nichts füreinander sein müssen, und das ist gut. Aber du könntest noch eine Weile deinen Mund öffnen, damit ich durch deine Kehle hindurch irgendwo ankomme.



Oder ich könnte sagen, jetzt, da auch Ariane auf das Sonnenblumenfeld sieht: Ina mochte es nicht, zuviel Gelb. (Augenblicklich möchte ich allein und ungestört sein.) Ich müsste sagen: Vielleicht nimmst du doch den nächsten Zug oder den übernächsten und fährst wieder dorthin, wo du hergekommen bist, aus einem Leben, das dir Sicherheit bot, einen Mann, ein Haus, eine Garage. Aber ich vermute, all das ist ihr egal, der Mann, das Haus, die Garage, so, als ob ein Stuhl zwischen ihnen stünde, oder eine Parkbank oder ein Hase. Und das ist nicht auf meinem Mist gewachsen, weder der Hase noch die Parkbank, noch der Stuhl. Ich möchte heulen und jemanden wie Ariane auf einen Weinberg mit-schleppen, sie mit den Weintrauben zu Wein stampfen. Wenn es da nur eine Lösung gäbe. Wein trinken ...

Vielleicht müsste ich einen Anfang finden. Meinen? Inas? Unseren? So geradewegs zu einem Ende kommen.

Oder einen Weltenanfang. Etwas Allgemeingültiges.

Niemand gibt Anweisung, was zu tun ist in solch einer Lebenslage. Trauerrituale, Kerzen anzünden, ein Fürimmerabschied. Dazu gibt es keine Wissenschaft, nichts, woran oder worin man sich üben könnte. Vielleicht ein Großelternpaar aufsuchen, das noch lebt, sie mögen vieles schon hinter sich gelassen haben, Menschenverluste, Heimatverluste, sich selbst ein Verlust sein, gewesen sein ... Oder Brigitte, meine Kinder- und Jugendfreundin ...

Aber nein:

Meine Gedanken springen im Kreise. Ina und ich in einer Hängematte. Finger an Brustspitze. Und über uns Frühlingsgezwitzcher, ein leiser Wind.

Eine Begegnung: dieser Tanz in einer Tangofabrik in Berlin.

Ina steht an einer Bar, hält Ausschau nach einem Körper, den sie zu führen verstünde, von dem sie geführt werden will. Sie trinkt einen schweren argentinischen Rotwein. Ihre Lippen, so vollmundig wie der Wein, der ihre Zähne färbt.

Sie mutet sich mir zu, von Anfang an, jawohl, ein Anfang:

Mir ist, als möchte ich morgen sterben, sagt sie, das steigt immer in mir auf, sobald ein Tanz wie dieser zu Ende geht.

Es ist die Romantik, die uns ab sofort begleitet und die uns nicht über uns hinaus sehen läßt. Sie will festgehalten werden, eingemauert, aus lauter Sorge, es gäbe ansonsten nichts, nur dieses: Du bist schön.

Später lesen wir gemeinsam ein paar Seiten aus den Tagebüchern von Kafka. Ich lausche einer getragenen Stimme, ein monotoner Singsang dringt in mich; ich vergesse alles um mich herum, die Uhrzeit, meine Müdigkeit, den morgigen Tag, meine Arbeit in der Versicherungsanstalt. Schiebe fort, lasse hinter mir, vergesse, und ein Herr Konrad besetzt meine Tage zu dieser Zeit am stärksten, vergesse auch ihn, meinen Konkurrenten, durch den ich mich, einen Monat später, gedrängt fühlen werde, zu kündigen. Die Arbeitskleidung Kostüm um Kostüm in den Altkleidercontainer werfend, fühle ich mich in Jeans und Norwegerpullovern wieder eins mit mir.

Dann spreche ich es aus, schlage vor, sage: Mir ist die Stadt zu stickig, ich würde gern auf ein Land ziehen.

Ina sagt, du meinst, aufs Land ziehen. Sie lacht. Auf ein Land ziehen höre sich lustig an.

Na ja, sage ich, ich meine, abgeschlossen eben, in Stille, ich stelle mir ein Haus vor, weitab von einer Nachbarschaft.

Du sagtest, beim Tango habt ihr euch kennengelernt, höre ich nun Ariane, die ein paar Fotos von Ina in der Hand hält, auf denen Ina in einem schwarzen Hosenanzug mit einem schwarzen Herrenhut auf dem Kopf in die Kamera sieht.

Sie sah gut aus, sagt Ariane.

Sie sieht gut aus, sage ich, das ist ein Foto, und dieses Foto ist und bleibt.

Mein Tonfall erschreckt.

Ja, sagt Ariane, das Foto bleibt, aber Ina ist tot, und nichts wird sie mehr lebendig machen. Der Tod kommt immer auf leisen Sohlen. Ich bin ihn schon gestorben. Hast du jemals den Faden verloren? An nur einem einzigen Tag? Ich habe mich schon oft neu geschaffen, schon sehr früh, schon als Kind, in der Kirche. Den Rock habe ich über die Hüfte hochgeschoben und mich ins Weihwasser gesetzt. Die schlimmste Sünde, die ich je begangen habe. Danach war nichts mehr, wie vorher. Ich war neun Jahre alt. Meine Eltern fürchteten mich. Der Tod ist grenzenlos hinterlistig und Gott auch.

Laß das, sage ich, ich habe es nicht so mit Gott, jedenfalls ist er mir bisher noch nicht erschienen, weder hinterlistig noch sonstwie.

Du täuschst dich, sagt sie, du lebst auf dieser Erde und hast ihn in dir. Diese Verweltlichung Gottes hast du in deinen Eingeweiden wie den Kapitalismus, mit dem du aufgewachsen bist. All das hat sich in dein Hirn geschlichen, ohne daß du es bemerkt hast.

Ich höre ...

Dann sage ich: Gut, dann stecke ich eben in Raum und Zeit fest wie ein Raubtier in einem Kistenkäfig.

Schön ausgedrückt, sagt Ariane.

Und ich könnte schon wieder aus der Haut fahren; jeder ihrer Sätze beleidigt mich, und jeden Satz, den sie äußert, könnte ich zertrümmern, weil ich ihn unpassend und unüberlegt finde. Ich sollte sie bitten zu gehen, aber sie schmiegt sich an den Kater, und der Kater mag sie, denn seit sie da ist, kehrt er öfter nach Hause zurück. Er frißt wieder – und er ruht.

Originaldokument